

**Die Psychologie der Jetzt-Zeit. Eine kritische Bestandsaufnahme methodischer  
Monokultur in der akademischen Psychologie**

Fabian Hutmacher & Roland Mayrhofer

This manuscript was accepted for publication in *psychosozial*.

This is a preprint. Please refer to the publisher's website for the version of record.

**Autorenangaben:**

Fabian Hutmacher, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für

Kommunikationspsychologie und Neue Medien, Universität Würzburg. Kontaktadresse:

Oswald-Külpe-Weg 82, 97074 Würzburg. E-Mail: [fabian.hutmacher@uni-wuerzburg.de](mailto:fabian.hutmacher@uni-wuerzburg.de)

Roland Mayrhofer, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pädagogische

Psychologie, Universität Regensburg. Kontaktadresse: Universitätsstraße 31, 93053

Regensburg. E-Mail: [roland.mayrhofer@ur.de](mailto:roland.mayrhofer@ur.de)

## **Zusammenfassung**

Die gegenwärtige akademische Psychologie ist eine quantitativ-empirische Psychologie der Jetzt-Zeit. Das heißt, sie untersucht mit quantitativ-empirischen Methoden das Erleben und Verhalten von Menschen, die aktuell auf der Erde leben, und zwar in der Hoffnung, so etwas über die Funktionsweise *des* Menschen zu lernen. Wir zeigen erstens, weshalb sich die Psychologie entgegen diesem Selbstverständnis mehr mit der Geschichte des Psychischen auseinandersetzen sollte. Und wir arbeiten zweitens heraus, weshalb sich die Psychologie – gerade angesichts der Replikationskrise – hin zu mehr gelebtem Methodenpluralismus entwickeln sollte. Eine solcherart historisch sensibilisierte und methodisch diversifizierte Psychologie wäre – so unsere Hoffnung – besser in der Lage, der Komplexität menschlichen Erlebens und Verhaltens gerecht zu werden.

**Schlüsselwörter:** Geschichte, Replikationskrise, Methoden, Geschichte der Psychologie

The psychology of the present. A critical look at the methodological monoculture in academic psychology

### **Abstract**

Contemporary academic psychology can be defined as a quantitative-empirical psychology of the present. That means it uses quantitative-empirical methods to investigate the experience and behavior of currently living people, in the hope that this will tell us something about how *the* human being functions. First, we explain why psychology should focus more on the history of the mental. Second, we explain why psychology – especially in view of the replication crisis – should move towards a real pluralism of methods. We hope that such a historically sensitized and methodologically diversified psychology would be better able to account for the complexity of human experience and behavior.

**Keywords:** history, replication crisis, methods, history of psychology

## 1. Was kann und soll Psychologie?

Psychologie ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten des Menschen. Wer aber ist eigentlich *der* Mensch, dessen Erleben und Verhalten die Psychologie in den Blick zu nehmen gedenkt? Suggestiver gefragt: Gibt es *den* Menschen überhaupt? Kann man *den* Menschen unabhängig von den sozialen und kulturellen Netzwerken denken, in die er eingebettet ist? Zumindest implizit scheint das Gros der psychologischen Publikationen von der Annahme getragen zu sein, dass man den zweifelnden Unterton dieser Fragen ignorieren kann. Die gegenwärtige akademische Psychologie ist eine *quantitativ-empirische Psychologie der Jetzt-Zeit*. Das heißt, sie untersucht mit quantitativ-empirischen Methoden das Erleben und Verhalten von Menschen, die aktuell auf der Erde leben, und zwar in der Hoffnung, so etwas über die Funktionsweise *des* Menschen zu lernen.<sup>1</sup> Das *Jetzt* wird dabei als ahistorischer Nullpunkt gedacht: Man geht stillschweigend davon aus, dass das, was man *hier und jetzt* herausfindet, eigentlich *immer und überall* gültig ist.

Im Folgenden möchten wir aufzeigen, dass ein solcher ahistorischer Zugang im Fall der Psychologie verfehlt ist. Dabei arbeiten wir in einem ersten Schritt heraus, weshalb sich die Psychologie mehr mit der *Geschichte des Psychischen* auseinandersetzen sollte. Unter einer Geschichte des Psychischen beziehungsweise einer *Psychologie der Vergangenheit* verstehen wir dabei »nicht so sehr das kurze Werden der Institution oder Disziplin Psychologie, sondern die unvorstellbar lange Gegenstandsgeschichte unseres Fachs« (Jüttemann, 2015, S. 177) – oder etwas anders ausgedrückt: die Untersuchung des Gewordenseins psychologischer Konzepte sowie deren Interaktionen mit der kulturellen und sozialen Wirklichkeit. Der Versuch, der Psychologie der Jetzt-Zeit eine solche Psychologie der Vergangenheit zur Seite zu stellen, steht zudem im Widerspruch zur zweiten oben genannte Grundannahme, von der

---

<sup>1</sup> Um diese Charakterisierung zu verifizieren, genügt ein Blick in typische Einführungswerke in die Methoden der Psychologie (siehe exemplarisch Evans & Rooney, 2019) oder auf die Publikationen, die bei Zeitschriften wie *Psychological Science* erscheinen, die über Subdisziplinen hinweg das gesamte Spektrum psychologischer Forschung abdecken möchten.

die gegenwärtige Psychologie getragen wird, nämlich dass die Untersuchung menschlichen Erlebens und Verhaltens am besten mittels quantitativ-empirischer Methoden erfolge. Eine Psychologie der Vergangenheit, die sicher nicht experimentell und wahrscheinlich nur begrenzt empirisch arbeiten könnte, aber deshalb noch lange nicht *unwissenschaftlich* wäre, stellt somit eine Herausforderung für den quantitativ-empirischen Methodenmonopolismus in der gegenwärtigen Psychologie dar. Weshalb es lohnenswert wäre, diese Herausforderung anzunehmen, wird im zweiten Teil unseres Aufsatzes deutlich. Was wir anregen und zur Diskussion stellen möchten, ist keine Umwertung aller Werte, aber doch eine sichtbare Neuorientierung der Psychologie, weg von einem streng an den Naturwissenschaften orientierten, ausschließlich quantitativ-empirischen Leitbild und hin zu mehr Methodenpluralismus und historisch-gesellschaftlicher Sensibilität.

### **2. Weshalb sich die Psychologie für Geschichte interessieren sollte**

Was kann uns eine Psychologie der Jetzt-Zeit, die sich auf die Untersuchung der aktuellen Bevölkerung konzentriert, über *den* Menschen und sein Erleben und Verhalten sagen? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, inwiefern bestimmte psychische Mechanismen zum Menschen *an sich* gehören, so dass eine Analyse der Jetzt-Zeit allgemeine Rückschlüsse über die Verfasstheit der menschlichen Psyche erlaubt, beziehungsweise umgekehrt, inwiefern menschliches Erleben und Verhalten kulturell-historisch bedingt und daher nur kontextabhängig zu verstehen ist (für eine Darstellung verschiedener Extrempositionen, siehe z.B. Berry et al., 2011, Kap. 1). Obgleich der Grad der historisch-kulturellen Formbarkeit bei verschiedenen psychologischen Variablen im Einzelfall sehr unterschiedlich sein mag, gibt es eine ganze Reihe von Befunden, die zeigen, dass selbst scheinbar sehr grundlegende Prozesse des Denkens (Nisbett, 2003), Fühlens (Osgood et al., 1975) und Wahrnehmens (Segall et al., 1966) in verschiedenen Kulturen de facto sehr unterschiedlich ablaufen. Vor dem Hintergrund, dass es *das* menschliche Denken, Fühlen und Handeln schon in der Jetzt-Zeit

nicht zu geben scheint, ist in den vergangenen Jahren darauf hingewiesen worden, wie problematisch es ist, dass die häufig als universell gültig interpretierten psychologischen Erkenntnisse an sehr eingeschränkten Populationen gewonnen werden: Die überwältigende Mehrheit der Versuchspersonen, die an psychologischen Untersuchungen teilnehmen, ist überdurchschnittlich gebildet und stammt aus westlichen, industrialisierten, wohlhabenden und demokratisch verfassten Staaten (Apicella et al., 2020; Henrich et al., 2010). Auch eine diese Problematik eingeschränkter Stichproben ernst nehmende und Unterschiede zwischen Kulturen berücksichtigende Psychologie der Jetzt-Zeit wäre jedoch immer noch eine Psychologie, die sich mit denjenigen Ausprägungen menschlichen Erlebens und Verhaltens zufriedengeben müsste, die in unserer gegenwärtigen Welt anzutreffen sind. Daher erscheint es lohnenswert, darüber nachzudenken, welche Vorzüge eine ergänzende *Psychologie der Vergangenheit* haben könnte.

Kurz gesagt kann uns ein Blick in die Vergangenheit zeigen, welches Spektrum im menschlichen Erleben und Verhalten möglich ist – oder zumindest: welche Varianten menschlichen Erlebens und Verhaltens sich in der Geschichte bisher manifestiert haben und wie diese wahrgenommen und gesellschaftlich ausgehandelt wurden. Außerdem kann ein Blick in die Vergangenheit helfen, die Genese der psychischen Realität der Gegenwart nachzuvollziehen (vgl. Muthukrishna et al., 2020). Um zu verstehen, wie eine fundierte und methodisch reflektierte *Psychologie der Vergangenheit* aussehen könnte, beziehungsweise nach welchen Grundprinzipien sie arbeiten müsste, empfiehlt sich zunächst einen Blick auf die Arbeitsweise jener Disziplin, die sich naturgemäß mit der Vergangenheit beschäftigt: die Geschichtswissenschaft. In einem zweiten Schritt ist dann zu überlegen, inwiefern diese Arbeitsweise auch für eine Psychologie der Vergangenheit leitend sein könnte.

Die Geschichtswissenschaft<sup>2</sup> untersucht – sofern sie mehr sein möchte als nur ein archivarisches Sammelsurium von Geschehnissen aus der Vergangenheit – die gesamte Lebenswirklichkeit des Menschen. Außer in streng positivistischen Paradigmata geht es hierbei letztendlich immer darum, eine Vielzahl von Einzelbefunden zu einem Gesamtbild zu integrieren sowie Zusammenhänge und Entwicklungen aufzuzeigen. Die Analyse von Handlungsräumen, die unserer Jetzt-Zeit mehr oder weniger fremd sind, eröffnet also den Blick auf mögliche andere Arten und Weisen, als Mensch die Welt zu erleben und zu verstehen.

Aber natürlich ist auch die Geschichtswissenschaft selbst in einen bestimmten Handlungsraum eingebettet und kann nicht ›objektiv‹ als ›neutrale‹ oder ›unbeteiligte‹ Instanz einen davon abgetrennten Untersuchungsgegenstand betrachten. Welche Fragen wir an die Geschichte stellen, hängt von unseren Interessen ab – und in dem, was uns interessiert, spiegelt sich der geistig-kulturelle Hintergrund der Gegenwart, in der wir nun einmal leben und denken. Geschichtswissenschaft kann also niemals – obwohl es Ranke unter Rückgriff auf Thukydides noch so forderte – zeigen, »wie es eigentlich gewesen« (1824/1874, VII) ist, weil sich die Vergangenheit nur gebrochen durch die Brille der eigenen Zeit sehen lässt. Daher steht die Geschichtswissenschaft vor der Schwierigkeit, die Möglichkeiten und Grenzen des eigenen Handlungsraums zu erkennen und davon ausgehend gleichzeitig andere Handlungsräume zu verstehen. Dieses Dilemma ermöglicht es aber gleichzeitig, die eigene Situation nicht als ›naturgegeben‹ und selbstverständlich zu sehen, sondern als ein Produkt vieler und langfristiger Prozesse, das unter anderen Umständen auch völlig anders hätte aussehen können.

---

<sup>2</sup> Da es in dieser Arbeit in erster Linie um die Psychologie und nicht um die Geschichtswissenschaft geht, greifen wir nur einige Aspekte heraus, die uns hier relevant erscheinen. Im Allgemeinen spiegeln sie grundlegende Annahmen des Historismus wider (vgl. z.B. Beiser, 2011; Jaeger & Rüsen, 1992), obwohl komplexe Zusammenhänge und kontroverse Diskussionen natürlich vereinfacht dargestellt werden.

Dies bringt zwei Implikationen für eine *Psychologie der Vergangenheit* mit sich: Erstens kann uns das Bewusstsein für die Zeitgebundenheit menschlichen Handelns und Erlebens davor bewahren, gegenwärtige psychologische Konzepte und Phänomene vorschnell zu einem unveränderlichen Bestandteil der menschlichen Natur zu erklären. Das ist kein Plädoyer für einen radikalen Konstruktivismus, sondern schlicht dafür, sich einen Sinn für Unterschiede zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu bewahren, der Gemeinsamkeiten nicht leugnen muss, der aber vor allem sensibel bleibt für die Differenz. Zweitens weisen die methodologisch-wissenschaftstheoretischen Besonderheiten der Geschichtswissenschaft auf eine tieferliegende Parallele zur Psychologie hin. In der Geschichtswissenschaft ist der Untersuchungsgegenstand – ein Geschehen in der Vergangenheit – nicht direkt zugänglich. Analoges gilt für die Psychologie, da weite Teile ihres Untersuchungsgegenstands – nämlich das Erleben des Menschen – nicht direkt von außen und damit ›neutral‹ oder ›objektiv‹ zugänglich sind. Und wie die Geschichtswissenschaft muss sich die Psychologie der Frage stellen, wie man sich dem Erleben des Menschen wissenschaftlich nähern kann. Dazu ist aber zunächst das Bewusstsein notwendig, dass in den meisten Fällen eine Annäherung nur durch die Brille unserer Zeitgebundenheit möglich ist und wir psychische Phänomene eben nicht erfassen können, ›wie sie eigentlich sind‹ (siehe hierzu beispielsweise auch Gergen, 1973). Eine solche historische Kontextualisierung bedeutet dabei keineswegs das Ende des Erkenntnisfortschritts: Obwohl die Geschichtswissenschaft schon seit über hundert Jahren nicht mehr zu erfassen versucht, ›wie es denn eigentlich war‹, hat sie in dieser Zeit enorm viel über den Menschen und sein Denken, Erleben und Verhalten in der Vergangenheit herausgefunden.

Fordert man nun von der Psychologie, sich in vergleichbarer Weise auf die Feinheiten historischer Differenzierungen einzulassen, mögen manche die Gefahr sehen, dass sie bei konsequenter Befolgung dieses Aufrufs in einen um sich selbst kreisenden Dekonstruktivismus abgleiten könnte. Anstatt Erkenntnisse über das menschliche Erleben und



Verhalten zu generieren, könnte die Psychologie unter solchen Vorzeichen als eine Disziplin erscheinen, die jeden scheinbar entdeckten psychologischen Mechanismus zerlegt und hinterfragt, bis nichts mehr von ihm übrig ist. Das mag intellektuell befriedigend sein, taugt aber kaum als Grundlage einer gesamten Wissenschaft. Ins Positive gewendet müsste eine Psychologie der Vergangenheit über ein Methodenrepertoire verfügen, das einerseits ein besseres Verständnis dieser Vergangenheit ermöglichen und außerdem versprechen würde, uns gleichzeitig etwas über die Verfasstheit der Gegenwart mitzuteilen.

Eine solche Hoffnung ist keineswegs unbegründet. Wenn wir die historische Situiertheit psychologischer Konzepte verstehen und anerkennen, dass psychische Phänomene ebenso wie psychologische Konzepte eine Geschichte haben und in einen bestimmten sozio-historischen Kontext eingebettet sind, können wir uns fragen, weshalb sie so geworden sind, wie sie nun einmal geworden sind – und weshalb wir heute bestimmte Fragen an die menschliche Psyche stellen, während man früher noch ganz andere Fragen gestellt hat. Die historische Einordnung hilft uns, unsere eigene Zeit genauer in den Blick zu bekommen. Wenn wir also beispielsweise feststellen, dass das Stress-Konzept erst nach dem Zweiten Weltkrieg langsam an Breitenwirkung gewinnt, können wir uns erstens fragen, wie frühere Gesellschaften Gefühle des Überfordertseins ausgedrückt haben und wie sie mit ihnen umgegangen sind. Wir können uns zweitens fragen, welcher Weg von entsprechenden Vorläuferkonzepten zum Stressbegriff der Gegenwart führt, und wir können uns drittens fragen, was es über uns und unsere Gesellschaft aussagt, dass wir dem Stress-Konzept in unseren Diskursen derart breiten Raum geben. Weshalb wird es für Menschen in modernen Gesellschaften auf einmal wichtig, sich als gestresst verstehen zu können – und was können wir aus dieser Beobachtung lernen (siehe Hutmacher, 2019)?

Diese Frage berührt die grundsätzliche Beobachtung, dass die Beschäftigung mit Vergangenen immer einen Bezug zur eigenen Gegenwart aufweist: Sei es, um diese durch jene zu legitimieren oder zu verstehen, oder auch nur aufgrund der spezifischen Fragen, die

jemand aus der Gegenwart an die Vergangenheit heranträgt. Die untrennbare Verknüpfung zwischen Vergangenheit und Gegenwart weist aber gleichzeitig auch in die Zukunft, die wir aufgrund der Wahrnehmung und Deutung unserer Gegenwart gestalten. In dem Maße, wie wir uns unserer gegenwärtigen Situation bewusst sind und ihre Herkunft kennen, vergrößern wir unseren eigenen Handlungsraum, da uns nichts mehr als selbstverständlich, »naturgegeben« und damit unveränderlich erscheint. Wenn wir psychologische Konzepte also mit der sozialen und kulturellen Wirklichkeit in Zusammenhang bringen und einen reflektierten Umgang mit ihnen pflegen, erweitern wir unser Verständnis und damit auch unseren Handlungsraum. Wenn wir ein reichhaltiges und differenziertes Bild der Vergangenheit zeichnen können und es uns überdies gelingt, daraus das Gewordensein der Gegenwart zu rekonstruieren, wird es uns möglich, einen Blick in die Zukunft zu werfen und gewünschte Entwicklungen anzustoßen. Das setzt freilich voraus, dass sich die gegenwärtige Psychologie nicht ausschließlich als präsentisch-ahistorische Disziplin begreift.

### **3. Vom Interesse für Geschichte zum Methodenpluralismus**

Diese Einsicht führt zu einem weiteren Problem: Die gegenwärtige Psychologie versteht sich nicht nur als eine Psychologie der Jetzt-Zeit, sondern vor allem als eine *quantitativ-empirische* Psychologie der Jetzt-Zeit, die Wert darauf legt, im Kreis der Naturwissenschaften zu Hause zu sein. Die Vergangenheit lässt sich jedoch nicht ins Labor bringen und randomisiert verschiedenen Experimentalgruppen zuteilen. Zumindest auf den ersten Blick scheinen die Standardmethoden der zeitgenössischen Psychologie deshalb nicht oder nur in sehr begrenztem Maße geeignet, um psychische Phänomene der Vergangenheit zu entschlüsseln. Für die Forderung nach einer Psychologie der Vergangenheit lassen sich daraus drei mögliche Konsequenzen ableiten.

Erstens könnte man den geschilderten Befund achselzuckend zur Kenntnis nehmen und darauf verweisen, dass es schließlich andere Wissenschaften gibt, die sich der Vergangenheit des

Menschen annehmen und die folglich genau das leisten, was eine Psychologie der Jetzt-Zeit nicht leisten kann: uns Aufschluss über menschliches Erleben und Verhalten in anderen Zeiten zu geben. Dementsprechend ließe sich die Psychologie der Vergangenheit als Geschichte des Psychischen einfach der Kulturgeschichte zuschlagen, die Darstellungen zur Entwicklung verschiedener psychologischer Konzepte vorlegen kann (z.B. Berger & Olick, 2020; Broomhall et al., 2019). Mithilfe dieser Argumentation könnte man einer Psychologie der Vergangenheit ein Existenzrecht zubilligen, gleichzeitig aber jene Psychologie der Jetzt-Zeit bewahren, die auf Basis quantitativ-empirischer Methoden über den Menschen *an sich* sprechen möchte, ohne parallel dazu noch auf ein breiteres historisches Fundament oder nicht-empirische Analysestrategien zurückgreifen zu müssen.

Zweitens könnte man dafür plädieren, dass die Psychologie der Vergangenheit auch innerhalb der Psychologie betrieben werden sollte – und gleichzeitig am quantitativ-empirischen Paradigma festzuhalten versuchen. Eine Psychologie der Vergangenheit müsste dementsprechend Mittel und Wege finden, die Vergangenheit mithilfe quantitativer Daten zu vermessen und statistisch zu analysieren (Muthukrishna et al., 2020). Dabei könnten – wie in der geschichtswissenschaftlichen Annales-Schule (vgl. Burke, 2015) – die Aufbereitung von Archivmaterial oder die Nutzung von Datenbanken eine zentrale Rolle spielen. Auch wenn ein solches Forschungsprogramm noch in den Kinderschuhen steckt, scheint es doch potentiell auch auf öffentliche Resonanz zu stoßen. Dafür spricht beispielsweise, dass Steven Pinker (2011; 2018) mit seinen zahlenbasierten, psychologisch-historischen Werken regelmäßig ein breites mediales Echo hervorruft. Gleichwohl lässt sich an seinen Schriften bereits eines der zentralen Probleme einer quantitativ-empirischen Psychologie der Vergangenheit aufzeigen: Statistische Analysen und quantitativ fundierte Argumentationslinien können mitunter eine Eindeutigkeit und Geradlinigkeit suggerieren, die der Komplexität der geschichtlichen Ereignisse und sozialen Phänomene nicht gerecht wird (Hutmacher & Mayrhofer, 2020; vgl. hierzu auch den sog. ‚Positivismusstreit‘ innerhalb der

Sozialwissenschaften, Dahms, 1994). Das liegt auch daran, dass eine quantitativ-empirische Psychologie der Vergangenheit schnell jene Einsicht zu vergessen droht, die wir weiter oben betont haben: dass in den meisten Fällen eine Annäherung an die Vergangenheit nur durch die Brille unserer Zeitgebundenheit möglich ist.

Dementsprechend treten wir für eine dritte Option ein: eine methodisch diversifizierte Psychologie der Vergangenheit, die qualitative Methoden und hermeneutische Deutungsversuche nicht bloß als Notlösung akzeptiert, sondern gleichberechtigt neben quantitativ-empirische Methoden stellt. Diese Idee führt zu einer noch fundamentaleren Frage: Wenn sich eine Psychologie der Vergangenheit auch Methoden außerhalb des quantitativ-empirischen Spektrums bedienen würde – weshalb sollte man dann darauf bestehen, dass die Psychologie der Jetzt-Zeit ausschließlich quantitativ-empirisch zu betreiben ist (vgl. hierzu auch Mayrhofer & Hutmacher, 2020; Smedslund, 2016)? Oder anders gesagt: Könnte die Etablierung einer Psychologie der Vergangenheit nicht gleichzeitig einen Anstoß geben für eine Entwicklung weg von einer streng an einem naturwissenschaftlichen Leitbild orientierten Psychologie hin zu einer Psychologie, welche die Idee des Methodenpluralismus konsequenter ernst nähme? Wäre eine solche Psychologie nicht auch dazu angetan, der Komplexität und Vielschichtigkeit menschlichen Erlebens und Verhaltens besser gerecht zu werden?

Aus unserer Sicht gibt es mindestens vier Gründe, diese Fragen ernst zu nehmen: einen *wissenschaftstheoretischen*, einen *methodologischen*, einen *forschungs-* sowie einen *lebenspraktischen* (für verwandte Ideen siehe z.B. Müller & Breidenstein, 2019). Die wissenschaftstheoretische Dimension lässt sich anhand einer Analogie illustrieren, die der Philosoph Peter Bieri (2005) entwickelt hat: Man kann ein Gemälde aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Man kann es beispielsweise als einen physikalischen Gegenstand mit einer bestimmten Größe und einem bestimmten Gewicht analysieren. Ebenso gut kann man sich über das dargestellte Thema unterhalten, über die ästhetische Wirkung des Gemäldes

oder über seinen Handelswert. Alles das sind legitime Betrachtungsweisen und alle sagen sie auf ihre Weise etwas darüber, wie das Gemälde ist. Wichtig aber sei, so Bieri, um die Grenzen der verschiedenen Betrachtungsweisen zu wissen. Aus dem Gewicht Schlussfolgerungen über das dargestellte Thema abzuleiten stellt also einen Kategorienfehler dar, ebenso wie der Versuch, aus dem Handelswert auf die ästhetische Wirkung zu schließen – oder umgekehrt. Was bedeutet diese Analogie für den Methodenpluralismus in der Psychologie?

Auch das Erleben und Verhalten des Menschen kann aus sehr unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet und mit sehr unterschiedlichen Werkzeugen untersucht werden. Wenn die Analogie aber stimmt, wäre das Einnehmen verschiedener Perspektiven und das Verwenden der gesamten Bandbreite zur Verfügung stehender Werkzeuge nicht nur bedenkenswert, sondern dringend geboten – zumindest dann, wenn es auf ein umfassendes Bild menschlichen Denkens und Verhaltens ankommt. Ebenso wie ein Gemälde nicht das Motiv *ist*, das es darstellt oder der Handelswert, den es hat, verkörpert der Mensch mehr als nur das, was er preisgibt, wenn man ihn durch die Brille quantitativ-empirischer Methoden betrachtet. Damit verknüpft sich – nota bene – weder die Forderung, die quantitativ-empirische Methodik aus der Psychologie hinauszudrängen, noch sollen damit die Einsichten kleingeredet werden, die die quantitativ-empirisch arbeitende Psychologie in den vergangenen eineinhalb Jahrhunderten zutage gefördert hat. Vielmehr geht es darum, herauszustellen, dass andere Methoden einen anderen Blick auf den Menschen zu werfen und dabei Einsichten zutage zu fördern vermögen, die quantitativ-empirische Methoden bisher nicht zutage gefördert haben und aufgrund ihres ganz spezifischen Blickwinkels auch gar nicht zutage fördern *können*. Die Hoffnung, dass die Psychologie *inhaltlich* davon profitieren würde, wenn sie die Idee des Methodenpluralismus ernster nähme, lässt sich gerade auch vor dem Hintergrund der methodologischen Diskussionen erhärten, die im Rahmen der Replikationskrise geführt werden. Die Tatsache, dass sich die Ergebnisse einer Vielzahl psychologischer Studien nicht

replizieren lassen, hat die internationale Forschungsgemeinschaft aufgeschreckt und in den vergangenen Jahren zu einer ganzen Reihe von Empfehlungen geführt, die dazu beitragen sollen, Ähnliches in Zukunft zu vermeiden (vgl. Asendorpf et al., 2013; Pashler & Wagenmakers, 2012; Simmons et al., 2011). Der Großteil der dabei ins Spiel gebrachten Vorschläge zielt auf eine Optimierung der bestehenden Forschungspraktiken (siehe hierzu z.B. auch Simonsohn et al., 2014), beispielsweise dadurch, dass AutorInnen nun aufgefordert werden, nach Möglichkeit ihre Versuchsmaterialien und Daten öffentlich zugänglich zu machen, eine Begründung für die Größe ihrer Stichproben zu liefern und nicht nur die Ergebnisse eines Signifikanztests, sondern konsequent auch Effektstärken und Konfidenzintervalle zu berichten. Mitunter wird darüber hinaus auch die Frage gestellt, welche systemischen Rahmenbedingungen zur Replikationskrise geführt haben und ob es nicht etwa besser wäre, wenn wissenschaftliche Fachzeitschriften nicht die Jagd nach sensationellen Befunden, sondern saubere Methodik in den Mittelpunkt stellen würden oder wenn bei der Berufung von ProfessorInnen weniger die Quantität als die Qualität ihrer Studien das entscheidende Kriterium wäre (z.B. Lilienfeld, 2017).

Eine andere, noch grundsätzlichere Frage wird dagegen kaum gestellt: Könnte und sollte man die Replikationskrise nicht zum Anlass nehmen, sich Gedanken über die Grenzen des quantitativ-empirischen Paradigmas im Allgemeinen zu machen? Das soll nicht bedeuten, dass eine Optimierung der bestehenden Forschungspraktiken unsinnig wäre, ganz im Gegenteil: Sie war und ist dringend geboten, möchte man nicht gefährden, was sich die Psychologie seit ihrer Etablierung als universitäre Wissenschaft erarbeitet hat. Wir möchten lediglich betonen, dass selbst eine methodisch sauber arbeitende quantitativ-empirische Psychologie unmöglich die Grenzen überschreiten kann, die ihr durch ihre Methoden gesetzt sind. Um nur ein Beispiel zu geben: Die Interpretation psychologischer Experimente beruht in der Regel auf dem Vergleich zwischen verschiedenen Gruppen – egal, ob es sich um eine Studie im Rahmen der klinischen Psychologie handelt, die eine Interventionsgruppe mit einer

Kontrollgruppe vergleicht oder um eine Studie aus der Grundlagenforschung, die bestimmte kognitive Mechanismen untersuchen möchte. Angesichts der in der Psychologie üblicherweise eher kleinen bis mittleren Effektstärken (z.B. Open Science Collaboration, 2015) ist auch bei signifikanten Ergebnissen ein Rückschluss vom Gruppenmittelwert auf das einzelne Individuum in der Regel nicht möglich. Das ist nicht zwingend ein Problem – auch Unterschiede auf der Ebene der Mittelwerte können informativ sein –, aber es setzt der Interpretation von Daten bestimmte Grenzen.

Komplementäres gilt für qualitative Einzelfallstudien, in denen das Erleben und Verhalten eines Individuums einer genauen Analyse unterzogen wird. Diese wird hoffentlich zu einem detaillierten Verständnis der psychologischen Prozesse führen, die beim untersuchten Individuum ablaufen. Gleichzeitig muss bei einer solchen Einzelfallanalyse natürlich unklar bleiben, ob sich die Ergebnisse auf andere Menschen übertragen lassen. Dieses Manko ist der Grund, weshalb qualitative Einzelfallstudien in der Regel als ›zu subjektiv‹ verworfen werden. Könnte man aber nicht mit derselben Logik psychologische Experimente als ›zu objektiv‹, als ›zu verallgemeinernd‹ verwerfen? Wäre es daher nicht möglich und erstrebenswert, verschiedene Methoden zur Erforschung des Erlebens und Verhaltens von Menschen in ein produktives Verhältnis zueinander zu setzen? Ebenso wie sich eine qualitative Einzelfallstudie an den Mechanismen orientieren könnte, die eine quantitativ-empirisch arbeitende Psychologie auf der Ebene der Mittelwerte identifiziert hat, könnte sich diese von dem reichen phänomenologischen Gehalt der qualitativen Einzelfallstudie inspirieren lassen.

Zu diesen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Gründen für eine Bewegung hin zum Methodenpluralismus kommen noch ein forschungs- und ein lebenspraktischer. Es handelt sich um die spekulativeren der hier genannten Punkte, weil wir sie nicht mit Statistiken zu untermauern vermögen, sondern lediglich auf die zahlreichen Gespräche verweisen können, die wir in den vergangenen Jahren mit verschiedenen KollegInnen geführt

haben. Das Gefühl, dass sich die Psychologie durch ihre methodische Selbstbeschränkung auch inhaltlich von der Reichhaltigkeit und Komplexität menschlichen Verhaltens entfernt hat, teilen unserer Wahrnehmung nach Menschen auf den verschiedenen Stufen der universitären Hierarchie – angefangen bei Studierenden, die sich *eigentlich* für Forschung interessieren würden, aber nicht so Forschung betreiben möchten, über DoktorandInnen oder frisch promovierte PsychologInnen, die aus nämlichen Gründen Abstand von der Fortsetzung ihrer akademischen Karriere nehmen, bis hin zu entfristeten Akademischen Räten und ProfessorInnen, die sich beim Schreiben ihrer Drittmittelanträge widerwillig eher von dem leiten lassen, was aus pragmatischen Gründen machbar scheint, als von dem, womit sie eigentlich gerne beschäftigen würden. Dass die psychologische Forschungslandschaft dennoch so aussieht, wie sie nun einmal aussieht, mag zum einen damit zusammenhängen, dass Machtpositionen und Forschungsmittel nach wie vor auf eine Weise verteilt sind und verteilt werden, die eine Fortschreibung quantitativ-empirischen Denkens gewährleisten (Lilienfeld, 2017), passt zum anderen aber auch zu der allgemeineren Beobachtung, dass naturwissenschaftliches Denken auch im Bereich des Sozialen tief im Zeitgeist verankert ist (Mau, 2017).

Vor diesem Hintergrund haben wir die Hoffnung, dass eine bewusste Hinwendung der Psychologie zum Methodenpluralismus von vielen ForscherInnen als persönlich inspirierend und als Erweiterung ihres Handlungsspielraums erlebt würde. Das aber wäre gewiss kein geringer Gewinn – für die ForscherInnen ebenso wie für die Disziplin als Ganzes. Darüber hinaus wäre eine historisch sensibilisierte und methodisch diversifizierte akademische Psychologie möglicherweise auch dazu angetan, die Spannung zwischen Theorie und Praxis abzumildern und sich enger mit der Lebenswirklichkeit zu verzahnen. Salopp gesprochen müssten sich in der Forschung tätige PsychologInnen dann vielleicht seltener den Vorwurf gefallen lassen, dass sie in ihren Laboren Phänomene untersuchen, die sie durch ihre spezifischen Versuchsanordnungen erst selbst erzeugt haben und die mit ‚realem‘ Erleben und



Verhalten – wenn überhaupt – nur sehr entfernt verwandt sind (siehe hierzu auch Bischof, 2014, Kap. 1). Natürlich bedeutet dies keinen Frontalangriff auf die Berechtigung kleinschrittiger Grundlagenforschung, aber man kann daraus immerhin die Ermunterung ableiten, in der Komplexität der uns umgebenden Umwelt mehr als eine Ansammlung von Störvariablen zu sehen, die es möglichst systematisch auszuschalten gilt.

#### **4. Reprise: Was kann und soll Psychologie?**

In diesem Aufsatz war bisher stets von *der* gegenwärtigen Psychologie als einer quantitativ-empirischen Psychologie der Jetzt-Zeit die Rede. Ist es nicht vereinfachend, von *der* Psychologie zu sprechen? Ja und Nein. Es ist vereinfachend, weil *die* Psychologie selbstredend kein uniformer Block ist, sondern eine mehr oder minder unorganisierte Ansammlung von Menschen, die sehr heterogenen Fragestellungen nachgehen und eigentlich nie mit einer Stimme sprechen. Und natürlich kennt *die* Psychologie zahlreiche Neben- und Unterströmungen jenseits des quantitativ-empirischen Paradigmas, nur stehen diese eben nicht im Zentrum der Psychologie, sondern sind: Neben- und Unterströmungen. Die hier vorgetragenen Gedanken laufen auf die Schlussfolgerung hinaus, dass die Psychologie als Wissenschaft vom Erleben und Verhalten des Menschen solche Neben- und Unterströmungen wieder stärker in ihre Mitte holen sollte.

Das Wörtchen ›wieder‹ ist dabei durchaus mit Bedacht gewählt: Die akademische Psychologie war nicht immer eine quantitativ-empirische Psychologie der Jetzt-Zeit – zumindest hat sie sich schon einmal stärker für das Gewordensein des Psychischen sowie gelebten Methodenpluralismus jenseits eines ausschließlich naturwissenschaftlichen Leitbildes interessiert. Exemplarisch seien hier drei Denkschulen genannt: Erstens die eng mit Lev Vygotskij verbundene *kulturhistorische Psychologie*, die um eine möglichst breit angelegte Psychologie des gesellschaftlichen Menschen bemüht war und sich zu diesem Zweck auch hermeneutisch deutender Methoden bediente (Kölbl, 2020). Zweitens die auf

Sigmund Freud zurückgehende *psychoanalytische Kulturtheorie*, deren Kernanliegen in einer Übertragung analytischer Methoden und Fragestellungen vom Individuum auf die Gesamtgesellschaft bestand (Rath, 2020). Und drittens Wilhelm Wundt, der heute vielen als Urvater der Experimentalpsychologie gilt, dessen Forschungsprogramm aber de facto auf eine Verbindung geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise ausgerichtet war (Fahrenberg, 2018). Angesichts dessen laufen unsere Überlegungen weniger auf die Forderung hinaus, das Rad neu zu erfinden, als vielmehr darauf, aus der Mode geratene Perspektiven zu reaktivieren und zu aktualisieren.

Wie bei allen Vorschlägen, *dass* etwas anders werden soll, stellt sich auch hier die Frage, *wie* es anders werden soll. Wir hoffen, dass Aufsätze wie dieser Diskussionen anstoßen, die sich dieser Frage im Detail annehmen. Es sei abschließend aber zumindest stichpunktartig auf einige Ideen hingewiesen (für ähnliche Überlegungen siehe Henrich et al., 2010; Müller & Breidenstein, 2019). Zum einen scheint es wichtig, sich den *individuellen* Spielraum in Forschung und Lehre zu vergegenwärtigen: Beispielsweise könnten diejenigen, die in der psychologischen Methodenausbildung tätig sind, neben quantitativ-empirischen Standardverfahren gleichberechtigt auch qualitative Methoden unterrichten und so den Methodenpluralismus im Curriculum verankern. Und wer nicht quantitativ-empirische Befunde veröffentlichen möchte, darf immerhin hoffen, hierfür einen Platz in spezialisierten Zeitschriften zu finden – oder kann versuchen, sich in interdisziplinären Kontexten zu verorten, die Grenzüberschreitungen gegenüber in der Regel toleranter sind. Und da Konferenzen bei der Auswahl der Beiträge üblicherweise nur wenig selektiv sind, besteht durchaus die Möglichkeit, dort auch Forschungsvorhaben vorzustellen, die aus dem Rahmen des Gewohnten fallen.

Damit ist auch bereits der Übergang auf die kollektive beziehungsweise *systemische Ebene* angedeutet. Jenseits von Absichtserklärungen und Positionspapieren wäre es wichtig, dass sich diejenigen, die als HerausgeberInnen, als GutachterInnen bei Aufsätzen und

Forschungsanträgen oder als LeiterInnen eines Forschungsinstitutes entsprechende Verantwortungspositionen innehaben, sich das hier formulierte Anliegen zu eigen machen. Trotz zaghafter Anzeichen, dass sich der Raum für Methodenpluralismus und historische Sensibilität in der Psychologie wieder erweitert (vgl. auch Apicella et al., 2020) ist es gleichwohl noch ein weiter Weg zur Verstetigung dieser Tendenz. Einige Gründe dafür, dass es sich lohnt, diesen Weg auch tatsächlich zu gehen, hat der vorliegende Aufsatz zusammenzutragen versucht.

### Literatur

- Apicella, C., Norenzayan, A., & Henrich, J. (2020). Beyond WEIRD: A review of the last decade and a look ahead to the global laboratory of the future. *Evolution and Human Behavior*, 41(5), 319-329.
- Asendorpf, J. B., Conner, M., De Fruyt, F., De Houwer, J., Denissen, J. J. A., Fiedler, K., ... & Wicherts, J. M. (2013). Recommendations for increasing replicability in psychology. *European Journal of Personality* 27, 108-119.
- Beiser, F. C. (2011). *The German historicist tradition*. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Berger, S., & Olick, J. K. (Hrsg., 2020). *A cultural history of memory. Volumes 1-6*. London, UK: Bloomsbury.
- Berry, J. W., Poortinga, Y. H., Breugelmans, S. M., Chasiotis, A., & Sam, D. L. (2011). *Cross-cultural psychology: Research and applications* (3. Aufl.). Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Bieri, P. (2005, Januar). Unser Wille ist frei. *Der Spiegel*, 2, 124-125.
- Bischof, N. (2014). *Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle* (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.

- Broomhall, S., Davidson, J. W., & Lynch, A. (Hrsg., 2019). *A cultural history of the emotions. Volumes 1-6*. London, UK: Bloomsbury.
- Burke, P. (2015). *The French historical revolution. The Annales school 1929-2014* (2. Aufl.). Cambridge: Polity Press.
- Dahms, H.-J. (1994). *Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Evans, A. N., & Rooney, B. J. (2019). *Methods in psychological research* (4. Aufl.). Los Angeles, CA: Sage.
- Fahrenberg, J. (2018). *Wilhelm Wundt (1832–1920). Gesamtwerk: Einführung, Zitate, Kommentare, Rezeption, Rekonstruktionsversuche*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Gergen, K. J. (1973). Social psychology as history. *Journal of Personality and Social Psychology* 26, 309-320.
- Henrich, J., Heine, S. J., & Norenzayan, A. (2010). The weirdest people in the world? *Behavioral and Brain Sciences*, 33(2-3), 61-83.
- Hutmacher, F. (2019). On the janus-facedness of stress and modern life. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology* 39, 181-192.
- Hutmacher, F. & Mayrhofer, R. (2020). Steven Pinker. In: G. Jüttemann (Hrsg.), *Psychologie der Geschichte* (S. 206-212). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Jaeger, F. & Rüsen, J. (1992). *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*. München: Beck.
- Jüttemann, G. (2015). Die falsche Reihenfolge. *Psychologische Rundschau* 66, 177-178.
- Kölbl, C. (2020). Kulturhistorische Psychologie. In: G. Mey, & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1. Ansätze und Anwendungsfelder* (S. 67-84). Wiesbaden: Springer.

- Lilienfeld, S. O. (2017). Psychology's replication crisis and the grant culture: Righting the ship. *Perspectives on Psychological Science*, 12(4), 660-664.
- Mau, S. (2017). *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Mayrhofer, R. & Huttmacher, F. (2020). The principle of inversion: Why the quantitative-empirical paradigm cannot serve as a unifying basis for psychology as an academic discipline. *Frontiers in Psychology*, 11, 3389.
- Müller, S. & Breidenstein, A. (2019). Für Pluralität in Psychologie und Psychotherapie. In Reaktion auf den Referentenentwurf des Bundesministerium für Gesundheit vom 03.01.2019 zum PsychThGAusbRefG. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 43, H. 3/4, 153-178.
- Muthukrishna, M., Henrich, J., & Slingerland, E. (2020). Psychology as a historical science. *Annual Review of Psychology*, 72, 717-749.
- Nisbett, R. E. (2003). *The geography of thought: How Asians and Westerners think differently ... and why*. New York, NY: The Free Press.
- Open Science Collaboration (2015). Estimating the reproducibility of psychological science. *Science* 349, aac4716.
- Osgood, Charles E., May, William H., & Miron, Murray S. (1975). *Cross-cultural universals of affective meaning*. Urbana, IL: University of Illinois Press.
- Pashler, H., & Wagenmakers, E. J. (2012). Editors' introduction to the special section on replicability in psychological science: A crisis of confidence? *Perspectives on Psychological Science*, 7(6), 528-530.
- Pinker, S. (2011). *The Better Angels of Our Nature. Why Violence Has Declined*. New York: Penguin.
- Pinker, S. (2018). *Enlightenment Now. The Case for Reason, Science, Humanism, and Progress*. New York: Viking.

- Rath, N. (2020). Sigmund Freud. In: G. Jüttemann (Hrsg.), *Psychologie der Geschichte* (S. 172-181). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Segall, M. H., Campbell, D. T., & Herskovits, M. J. (1966). *The influence of culture on visual perception*. Indianapolis, IN: Bobbs-Merrill.
- Simmons, J. P., Nelson, L. D., & Simonsohn, U. (2011). False-positive psychology: Undisclosed flexibility in data collection and analysis allows presenting anything as significant. *Psychological Science*, 22(11), 1359-1366.
- Simonsohn, U., Nelson, L. D., & Simmons, J. P. (2014). P-curve: a key to the file-drawer. *Journal of Experimental Psychology: General*, 143(2), 534-547.
- Smedslund, J. (2016). Why psychology cannot be an empirical science. *Integrative Psychological and Behavioral Science* 50, 185-195.
- Von Ranke, L. (1824/1874). *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* [Sämtliche Werke, Bd.33]. Leipzig: Duncker & Humblot.